

4. Die ägyptischen Denkmäler des Provinzialmuseums zu Bonn und des Museum Wallraff-Richartz zu Köln.

Der Aufforderung, die in dem Wallraff-Richartz-Museum zu Köln und in dem Provinzialmuseum zu Bonn aufbewahrten ägyptischen Denkmäler zu publiziren und zu besprechen, bin ich gerne nachgekommen. Einmal liegt eine derartige Veröffentlichung im Gesamtinteresse der Wissenschaft, deren Kenntniss sich solche Monumente, die in vereinzelt Exemplaren in sonst andersartigen Denkmälern gewidmeten Museen zerstreut sind, zu entziehen pflegen. Und doch können gerade sie durch ihre Inschriften und sonstige Eigenthümlichkeiten zur Vervollständigung der Reihen uns aus dem Alterthume überkommener Reste der ägyptischen Kultur von grossem Werthe sein und trotz ihrer oft unscheinbaren Form weitgehende Bedeutung gewinnen. Dann aber haben unsere Stücke für diese Jahrbücher ein ganz besonderes Interesse. Wenn sich nämlich ein Fundort in den Rheinlanden auch nicht für sie alle mit Sicherheit nachweisen lässt, so ist ein solcher doch für eine Reihe derselben in hohem Grade wahrscheinlich. Und darin liegt nichts besonders Ueberraschendes. Hat doch, wie sonst in dem ganzen Gebiete des römischen Reiches ¹⁾ so auch in den Rheinlanden, wie dies besonders Prof. Schaaffhausen in diesen Jahrbüchern ²⁾ ausgeführt hat, der Kult der ägyptischen Isis in hohem Ansehen gestanden. Zur Feier dieses Kultes aber war es, wie wir aus zahlreichen Beispielen wissen, üblich, ägyptische Denkmäler der verschiedensten Art aus dem Nilthale selbst herbeizubringen und in den Tempeln der Isis oder in den Wohnungen ihrer Anhänger aufzustellen. War der Tempel reich und die Gemeinde zahlreich, so brachte man umfangreiche und grossartige Monumente, wie Statuen, Sphinxen, Obelisken und ähnliches herbei und schmückte mit diesen das Tempelgebiet, wie dies vor Allem die schönen Funde der letzten Jahre auf dem Grund und Boden des

1) Ueber den ausserägyptischen Kult ägyptischer Gottheiten besitzen wir eine sorgfältige Zusammenstellung von G. Lafaye, *Histoire du Culte des divinités d'Alexandrie, Sérapis, Isis, Harpocrate et Anubis hors de l'Egypte*. Paris. 1884.

2) Heft LXXVI (1883) S. 31—62.

einen der Isistempel der Stadt Rom gezeigt haben ¹⁾. War dagegen die Gemeinde nur klein, so begnügte man sich damit, einige wenige kleine und leicht transportirbare Gegenstände zur Verehrung herbeizuschaffen.

Eine Thatsache ist hierbei höchst eigenthümlich und für die Beurtheilung des gesammten römischen Isiskultes von hoher Bedeutung. Die ägyptischen Originalmonumente, deren man sich bei demselben bediente, brauchten, wie aus den aufgefundenen Stücken selbst hervorgeht, weder durch ihre Darstellungen noch durch ihre Inschriften mit der Göttin Isis in irgend welcher Beziehung zu stehen. Ganz im Gegentheile findet sich auf dem ausserägyptischen Boden kaum eine original-ägyptische Statue der Isis — was wir finden, sind nur römische, bez. provinziale Abbildungen der Gottheit — und kaum ein Monument, dessen Texte sich wirklich auf die verehrte Göttin bezögen. Es zeigt dies, wie wenig Verständniss die Isisdienner für die wirkliche Bedeutung der von ihnen verehrten Gegenstände besaßen und wie dieselben keinesfalls im Stande waren, die Texte, welche die Monumente bedeckten, zu lesen oder gar zu verstehen. Unter diesen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir unter derartigen Denkmälern Weihgeschenke verschiedener Könige an ganz heterogene Götter, an Ra, Amon-Ra, Osiris, Thoth u. s. f. finden, oder wenn dieselben zum grossen Theile Gegenstände sind, welche ursprünglich dem Kulte verstorbener Aegypter geweiht waren. Dabei ging die Nachlässigkeit so weit, dass man Monumente, welche ihren Inschriften zufolge bestimmt waren, in den Gräbern namentlich bezeichneter Aegypter ihre Stelle zu finden, in das Ausland schleppte und hier dem Isiskulte weihte. Einer der auffallendsten Belege hierfür ist es, dass sich in den Trümmern von Pompeji eine Uschebti-Statuette des Königs Nectanebus II. (367—350 v. Chr.) gefunden hat, während doch das Grab dieses Herrschers jedenfalls in Aegypten, vermuthlich in Memphis, zu suchen sein wird ²⁾. Alle diese Stücke spielten im Isiskulte eben nur deshalb eine Rolle, weil sie ägyptischen Ursprunges waren und hieroglyphische Zeichen trugen, nicht aber, wie man logischer Weise vermuthen sollte, wegen des symbolischen Sinnes, der den einzelnen Gestalten inne wohnte, oder wegen der Gedanken, denen durch die verschiedenen Inschriften Ausdruck verliehen wurde.

1) Schiaparelli in dem *Bullettino della Commissione Archeologica Comunale*, fascicolo II, Anno 1883.

2) Vgl. Wiedemann, *Handbuch der ägyptischen Geschichte* S. 718.

Nach diesen Vorbemerkungen, welche es erklären werden, woher unsere Monumente, obwohl dieselben vermuthlich mit dem Isiskulte in enger Verbindung standen, doch mit keiner Sylbe auf denselben Bezug nehmen, wenden wir uns ihrer Besprechung selbst zu und theilen dieselben dabei am bequemsten nach ihrer Form in drei Kategorien, in die Uschebti-Figuren, die Skarabaeen und in verschiedene Darstellungen.

A. Uschebti-Figuren.

Unter Uschebti-Figuren¹⁾ versteht man kleine Statuetten in Mumienform, welche das Bildniss eines Verstorbenen in mehr oder weniger vollkommener Form reproduziren. Das Material, aus welchem dieselben gefertigt wurden, war in der älteren Zeit, von der 13ten bis zu der 21ten ägyptischen Königsdynastie, d. h. etwa 3000—1000 v. Chr., Stein, Holz oder Metall; in jüngerer Zeit wurde bemalter und in noch späterer gravirter Thon zu denselben verwendet. Der Thon wurde dabei in Formen gepresst und erhielt so die gewünschte Gestalt. Dann ward er entweder leicht glasirt, mit Malerei versehen und dann nochmals überglasirt; oder es wurden in den weichen Thon Inschriften eingegraben und diese zugleich mit der Figur gebrannt und glasirt.

Die Uschebtis haben, wie gesagt, Mumienform, d. h. sie sehen aus, wie eine mit Mumienbinden umwickelte menschliche Gestalt, von der nur noch die Hände und der Kopf wirklich sichtbar sind. Nur eine scharf abgegrenzte Periode, die der 19.—21. Dynastie (1400—1000 v. Chr.), macht hiervon eine Ausnahme, indem während derselben die Uschebtis in der Form eines Lebenden dargestellt wurden. Doch wurden auch damals nur der Kopf und die Hände ausgearbeitet, der übrige Theil des Körpers ward durch eine lange, breite, vom Körper steif abstehende Schürze vollkommen verdeckt. In den Händen, welche über der Brust gekreuzt liegen, halten die Uschebtis der älteren Zeit heilige Embleme, wie das Zeichen des Lebens, der Gesundheit, der Beständigkeit und ähnliches; in der späteren Zeit dagegen tragen sie Ackergeräthe, den Pflug, die Hacke und einen geflochtenen Korb. Das

1) Unter der Litteratur über die Uschebtis ist hervorzuheben: Chabas, *Observations sur le chapitre VI du Rituel Egyptien*, in den *Mémoires de la société historique et archéologique de Langres*. Paris. 1863. — Birch, *On sepulchral figures*, in *Zeitschrift für ägyptische Sprache* 1864 S. 89 ff., 103 ff.; 1865 S. 4 ff., 20 ff. — Loret, *Les statuettes funéraires du Musée de Boulaq*, in *Recueil de travaux relatifs à la philologie Egyptienne* IV p. 89 ff. V p. 70 ff.

Haupt wird geschmückt durch ein breites Tuch, welches etwa von der Mitte der Stirn an diese bedeckt und dann breit über den Nacken herabfällt, während 2 Zipfel, die Ohren freilassend, rechts und links vorn über die Schultern fast bis zu den Händen herabhängen. Das Gesicht ist meist klar und scharf ausgebildet und zeigt individuelle Züge. Man kann bei den Uschebtis die Physiognomien der einzelnen Aegypter fast ebenso gut auseinander halten, wie bei den Statuen. Der natürliche Bart ist auf ihnen nicht mehr zu sehen, dagegen tragen dieselben den künstlichen Bart, den wir bei den ägyptischen Götter- und Königsbildern zu erblicken gewohnt sind, einen Bart, der aus Pferdehaaren in Form von verschlungenen Strähnen geflochten wurde und der zuletzt in der Gestalt eines langen, an der unteren Spitze häufig nach vorn vorstehenden Zopfes vom Kinn herabhängt. Befestigt ward derselbe am Kopfe durch Bänder, welche um die Ohren geschlungen wurden.

Die Statuette als solche steht meist auf einer viereckigen Basis, welche es ermöglichen soll, dieselbe aufrecht aufzustellen, doch ist dies bei zahlreichen Exemplaren in Folge der unsorgsamten Arbeit der antiken Thonarbeiter nicht mehr thunlich. Auf dieser Basis erhebt sich hinten in rechtem Winkel ein Pfeiler, der bis zum Ende des Kopftuches heraufragt und der der ganzen Figur als Stütze zu dienen bestimmt ist; seine vordere Seite schmiegt sich dabei vollkommen den Körperformen des Uschebti an. Er ist demnach nicht als ein selbstständiger Pfeiler, sondern als ein integrierender Bestandtheil der Figur überhaupt anzusehen. So haben denn diese Uschebti-Statuetten die Form des hieroglyphischen Zeichens } tut, welches „die Form, die Gestalt“ bedeutet, wie sie denn auch die Gestalt des Verstorbenen, dem sie geweiht waren, uns vor Augen führen sollen.

Gefunden werden die Uschebtis in den ägyptischen Gräbern. Entweder liegen sie daselbst auf dem Boden in der Nähe des Sarkophages umher, oder sie stehen neben diesem in Kästen von Holz oder von Papyrusgeflecht, oder endlich, sie erfüllen, wie dies z. B. im Grabe Seti I. in Theben der Fall war, ein besonderes Gemach des Grabes. Dabei finden sich von dem einzelnen Todten zahlreiche ihm geweihte Uschebtis, so dass wir deren oft Hunderte, ja Tausende besitzen, welche in ein und demselben Grabe gefunden worden sind und deren Inschriften auf den gleichen Namen lauten.

Die ältesten derartigen Statuetten, welche uns erhalten geblieben

sind, entstammen der 13. Dynastie und befinden sich meist in dem Museum von Bulaq bei Kairo. Doch giebt es nur wenige Exemplare aus dieser Zeit, während solche aus späteren Jahrhunderten, besonders aus denen der 19.—21. Dynastie häufig sind. Die Mehrzahl jedoch aller erhaltenen Uschebtis, und dieser Kategorie gehören auch fast alle diejenigen, welche sich in den Rheinischen Museen finden, an, entstammen der sogenannten saïtischen Periode, welche die 26.—30. Dynastie umfasst und sich von dem Beginne des 7. Jahrhunderts v. Chr. bis zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch Alexander den Grossen erstreckt. Aus noch jüngerer Zeit sind wiederum nur wenige derartige Monumente erhalten trotz der grossen Zahl von Gräbern, welche gerade aus den Regierungen der Ptolemäer und römischen Kaiser in Aegypten entdeckt worden sind. Mit dem Eindringen griechischer Einflüsse scheint der Glauben an die Wirksamkeit der Uschebti geschwunden zu sein und man hat aufgehört, dieselben den Todten mit in das Jenseits zu geben.

Die Herstellung der Uschebtis erfolgte rein fabrikmässig in den altägyptischen Necropolen. Mit diesen Gräberstätten waren ausgedehnte Gebäudecomplexe verbunden, in welchen die Leute hausten, denen die Beaufsichtigung und Ausschmückung der Gräber, die Einbalsamirung und Bestattung der Todten und die Herstellung all des erforderlichen Leichengeräthes, von dem Sarkophage an bis zu den kleinsten Schmuckperlen, oblag. Unter diesen Leuten fand eine geregelte Arbeitstheilung statt und für jede Amulettgattung gab es besondere Arbeitsklassen, so erfahren wir denn auch durch eine Stele des Museums zu Florenz¹⁾, dass es besondere ar-u schebti-u „Macher von Uschebtis“ gab. Da uns nur wenige Erwähnungen derartiger Leute erhalten geblieben sind, so sind wir auf Grund zahlreicher Analogien zu dem Rückschlusse berechtigt, dass diese Arbeiterklasse in keinem grossen Ansehen stand, wie denn auch zur Ausübung ihres Gewerbes keine besondere Kunstfertigkeit erforderlich war. Wie die Fabrikation der Uschebti im Einzelnen erfolgte, erfahren wir zwar weder durch die Inschriften noch durch Abbildungen direct, doch wird die Methode bei ihnen kaum eine andere gewesen sein, wie bei den übrigen glasirten Thonamuletten. Für letztere aber, speziell für die kleinen Götterstatuetten, für die Ut'a-Augen, die Skarabäen u. s. f. wurden Formen aus rohem Thon gefertigt und gebrannt. In diese Formen presste man sodann gewöhn-

1) Stele Nr. 2592; publ. Berend, *Monuments du Musée de Florence* I p. 90.

lichen weichen Thon und gab diesem derart die gewünschte Form, welche durch Brennen dauerhaft gemacht ward. Uns sind für letztere Amulette zahlreiche derartige Formen erhalten geblieben, welche sich auf den Gebieten der Necropolen besonders von Theben und Bubastis (das heutige Zagazig) in grossen Mengen gefunden haben und zwar fast regelmässig in grösserer Zahl bei einander, ein Beweis dafür, dass man hier auf Stellen gestossen ist, an denen im Alterthume Amulettfabriken standen. Formen für Uschebtis selbst haben sich bisher nicht gefunden oder sind doch nicht bekannt geworden, allein wir haben dieses Fehlen nur dem Zufalle zuzuschreiben, auch hier wird die Fabrikationsmethode eine analoge gewesen sein und dürfen wir nicht annehmen, dass jeder der zahllosen Uschebtis eine besondere Handarbeit verlangt habe. In der That sind unter den Uschebtis, welche ein und dieselbe Person darstellen, meist viele, wo nicht alle, in ihrer Form identisch, so dass diese Exemplare dann ein und derselben Form entstammt sein werden. Diese Identität erstreckt sich jedoch nur auf die Gestalt der Uschebtis, nicht auf ihre Inschriften. Diese letzteren sind niemals oder fast nie vollkommen identisch, auch dann nicht, wenn sie sich auf ein und denselben Todten beziehen. Wir ersehen hieraus, dass die Formen nicht auch die Inschriften ergaben, sondern dass diese dann auf den geformten Uschebti aus freier Hand aufgetragen werden mussten. Nur so lassen sich die zahllosen kleinen Abweichungen in der Anordnung der hieroglyphischen Gruppen und Zeichen in den Inschriften der Statuetten erklären, welche sonst in ihrem Sinne vollkommen übereinstimmen.

Im Allgemeinen wurden die Uschebtis für jeden Vorstorbenen besonders hergestellt und trugen dessen Portraitzüge. Diese Individualisierung erstreckte sich jedoch nur auf das Gesicht, nicht auch auf den übrigen Körper. Dieser letztere hat vielmehr eine ganz schematische Form und ist für Alt und Jung, ja sogar für Mann und Weib vollkommen identisch, wie es ja auch bei der eingewickelten Mumie aus dem Körper allein oft fast unmöglich ist, über das Alter des Verstorbenen und sein Geschlecht ein Urtheil zu fällen. Ist eine derartige Individualisierung des Kopfes der Uschebti die Regel, so giebt es von derselben doch auch Ausnahmen. Es sind uns einige Uschebtis erhalten geblieben, welche auf der Brust die gleich zu besprechende gewöhnliche Inschrift tragen, bei denen jedoch der Name des Verstorbenen fehlt. Es waren dies offenbar Statuetten, welche die Amulethändler auf Lager hatten und den Hinterbliebenen ohne vorherige Bestellung zu liefern

vermochten, genau ebenso, wie man Tottenbuchtexte besass, welche mit Ausnahme des Personennamens verfasst worden waren und dann jedem beliebigen Todten mit in's Grab gegeben werden konnten. Bei den Tottenbuchtexten konnte man freilich leicht, falls man dies für nöthig hielt, in die frei gelassenen Stellen den Namen des Todten eintragen, was auch, wie mehrere Tottenbuchexemplare, in denen der Eigename mit anderer Tinte und anderer Hand nachgetragen worden ist, zeigen, zuweilen geschah. Bei den Uschebtis war dies unmöglich, denn hier sind die betreffenden Exemplare bereits gebrannt und glasiert und auf der Glasur Hieroglyphen einzuritzen, war unthunlich, ohne das ganze Denkmal zu beschädigen oder doch wenigstens zu entstellen. So sind denn diese Exemplare namenlos geblieben und wir dürfen annehmen, dass in allen den Fällen, in denen die Uschebtis Namen tragen, die betreffenden Exemplare auch in der That für den auf ihnen genannten Todten gefertigt worden sind und diesen darstellen sollten. Freilich werden sie dies nicht immer gethan haben, denn, wenn auch die reichere Klasse auf wirkliche Portraitähnlichkeit gehalten haben wird, so sind uns doch zahlreiche so schlecht ausgeführte Uschebtis erhalten geblieben, dass wir in diesen jedenfalls reine Fabrikwaare zu sehen haben, bei der man nur im Allgemeinen eine menschliche Gestalt zu erzielen suchte, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieselbe dem Todten, dem sie in das Jenseits folgte, auch wirklich ähnelte.

Abzeichen des Standes, dem der dargestellte Verstorbene angehörte, tragen die Uschebtis nicht. Das Einzige, was sich nach dieser Richtung hin findet, ist, dass die Uschebtis von Königen und zuweilen die von Königinnen und Prinzen an der Stirne die Uraeusschlange, das Zeichen ihrer Herrschermacht tragen. Sonst sind die Bilder alle gleich und die Embleme, welche sie in den Händen halten, beziehen sich auf die künftige Thätigkeit der Uschebtis im Jenseits, nicht auf die ehemalige ihrer Besitzer auf dieser Erde. Giebt dergestalt das Bild keinen Aufschluss über die Stellung des Verstorbenen, so thut dieses die Inschrift. Hier wird derselbe mit seinen Titeln oder, falls diese zu zahlreich waren, um in dem engbegrenzten Raume des Textes Platz zu finden, mit seinem Haupttitel bezeichnet. Daneben nannte man gerne den Namen der Mutter des Verstorbenen, um ihn so von gleichnamigen Genossen zu unterscheiden. Nur sehr selten findet sich der Name des Vaters genannt, wie man überhaupt im alten Aegypten auf die mütterliche Abstammung weit grösseres Gewicht zu legen pflegte, als auf die

väterliche, eine Erscheinung, die sich unmittelbar aus der hohen socialen Stellung der Frau im Nilthale erklärt.

Aus den Titeln, welche die Inhaber von Uschebtis tragen, ersehen wir, dass derartige Statuetten Angehörigen aller Stände der ägyptischen Bevölkerung ohne Unterschied mit in's Grab gegeben wurden. Von dem Könige und Oberpriester bis zum Soldaten und Handwerker herab finden sich alle Stände und Gewerbe in gleicher Weise vertreten. Der Glaube an die Wirksamkeit dieser Uschebti war demnach nicht das Monopol einzelner Klassen, sondern ein Gemeingut des ganzen Volkes. Diese Thatsache hervorzuheben, ist durchaus nicht überflüssig. Auf Grund besonders von Andeutungen Herodots und späterer Schriftsteller hat man sich gewöhnt, in Aegypten zwei Formen der Religion, eine exoterische und eine esoterische anzunehmen. Man hat geglaubt, dass neben der Volksreligion, welche im Thierdienste und in der Symbolenverehrung ihren Ausdruck fand, eine priesterliche Religion der höheren Klassen bestanden habe, welche tief-philosophisch denkend in den Symbolen nur die Zeichen höherer Kräfte sah und suchte. Man ist dann weiter gegangen und hat diese esoterische Priesterlehre für eine monotheistische Religion im Gegensatze zu dem Polytheismus des Volkes erklärt. Eine derartige Annahme, welche sich aus den Klassikern und besonders den neuplatonischen Schriften zu ergeben schien, bestätigen die Denkmäler und Inschriften jedoch keineswegs.

Wir haben eben gesehen, dass alle Stände Uschebtis mit in das Grab nahmen, also an deren Wirksamkeit glaubten, ebenso finden sich die übrigen Amulettklassen, Skarabäen, Ringe, Perlen, Steine u. s. f. bei Angehörigen aller Klassen, alle besaßen sie analoge Sarkophage und Todtenbücher; nur in der mehr oder weniger kostbaren Ausführung der einzelnen Stücke zeigt sich ein Unterschied. Waren aber dergestalt alle dem Todten mitgegebenen Amulette gleich, so war damit auch der Glaube an dieselben Allen gemeinsam. Mögen immerhin einzelne Individuen an der Wirksamkeit der heiligen Amulette gezweifelt haben, das Volk in seiner Gesammtheit glaubte sicher an dieselben, ebenso wie an die durch sie bewirkte Unsterblichkeit und die durch sie vermittelte Erhaltung des menschlichen Körpers für alle Zukunft. So findet sich denn im Glauben an die Schicksale des Menschen im Jenseits kein Unterschied, das Grab war für alle Aegypter in gleichem Sinne die Pforte des ewigen Lebens. Ebenso wenig aber, wie in dem Glauben an die Götter, welche im Reiche der Todten regieren, lässt sich ein Unterschied finden in der Verehrung der Götter dieser Welt.

Der Glaube an diese und die Darlegung ihrer Bedeutung und Macht finden wir in den Tempeltexten. Hätte man nun die Kenntnis des tieferen Sinnes der Gottheit dem Volke vorenthalten wollen, so musste die erste Aufgabe die sein, das Volk daran zu verhindern, diese Texte zu lesen. In der That hat man denn auch vermuthet, das Volk habe zu dem inneren Tempel, in dem sich diese Texte fanden, keinen Zutritt gehabt. Nur in den Vorhof der Götterhäuser habe es eintreten dürfen und hier sei es bei den Prozessionen stehen geblieben, während die Geweihten weiter vordrangen und je nach dem Grade ihrer Weihe sich mehr und mehr dem Sanctuarium des Tempels nähern konnten. Diese aprioristische Annahme, welche dem Esoterismus zu Liebe gemacht worden ist, ist wiederum durch die Inschriften nicht belegbar, ja sie lässt sich sogar als falsch erweisen. Einmal machen die Texte zwischen Geweihten und Ungeweihten keinen Unterschied. Nirgends wird gesagt, dass die Einen den Tempel hätten betreten dürfen, die Anderen aber nicht; vielmehr erscheinen hier überall alle Menschen als gleich vor der Gottheit, die sie alle in gleicher Weise erschaffen hat, die sie, wie die Hymnen besagen, ernährt und trinkt. Dann aber wissen wir durch gelegentliche Notizen, wer die Tempel überhaupt betrat und demnach auch betreten durfte.

In fast allen ägyptischen Tempeln finden wir an den Wänden der Säle und oben auf den Dächern eingekratzte Inschriften, durch welche Besucher der Tempel der Nachwelt Kunde von ihrem Hiersein zu hinterlassen gedachten, genau in derselben Weise, wie dies später durch römische Reisende geschah und wie es noch jetzt an hervorragenden Bauwerken oder anderen Stellen zu geschehen pflegt. Unter den Orten nun, an denen sich solche Grafiti besonders häufig finden, nimmt eine der ersten Stellen das Dach des Chunsu-Tempels zu Karnak ein, welches mehrere Hundert derartiger Inschriften trägt.

Unter den Leuten, welche sich hier verewigt haben, finden sich Angehörige aller Stände, Priester, Gelehrte, Handwerker u. s. f.; sie müssen also hier herauf gestiegen sein. Das Dach dieses Tempels aber ist, wie dies auch aus seinem Plane bei Lepsius¹⁾ hervorgeht, nicht von Aussen oder von dem ersten Vorhofe aus zu ersteigen, sondern, wer hierhin gelangen wollte, der musste die inneren Gemächer des Bauwerkes durchschreiten. Er konnte also auch die hier angebrachten Inschriften sehen und, da der grösste Theil des aegyptischen Volkes

1) Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien I, 83.

zu lesen vermochte, auch ihren Inhalt kennen lernen. Ein deutlicher Beweis, dass die Priesterschaft aus den hier aufgezeichneten Notizen und Glaubenssätzen kein Geheimniss gemacht hat. Mag man immerhin annehmen, dass manchem der hier aufgezeichneten Göttertitel u. s. f. ein tieferer Sinn, als der wörtliche, zu Grunde liegt, ihn konnte der ägyptische Leser auch der niederen Klassen jedenfalls ebenso gut verstehen, wie wir, oder wie etwa in moderner Zeit der ungebildete Leser unsere Glaubensdogmen. Hätte man die hier dargelegten und ange deuteten Lehren geheim halten wollen, dann hätte man die Tempel dem Volke verschlossen und dieses nicht zur Besichtigung der Texte zugelassen. Dass dies geschah, das ist der beste Beweis dafür, dass es im Nilthale für alle Klassen im Grunde nur einen Glauben gab, dass hier von Weißen, wie in den späteren, von den Römern angenommenen und umgestalteten ägyptischen Kulturen keine Rede sein kann.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass die höheren Klassen des Volkes in Aegypten eine erhabeneren Vorstellung von ihren Gottheiten gehabt haben werden, als die niederen, aber das ist in allen Religionen mehr oder weniger der Fall und so scharf war der Unterschied in der Auffassung der höheren Wesen keinesfalls, dass man im Nilthale von dem Vorhandensein zweier gesonderter Religionsformen für die esoterischen Priester und das exoterische Volk reden könnte. Damit fällt zugleich die Annahme, dass diese esoterische Religionsform der Monotheismus gewesen sei. In den ägyptischen Texten finden sich freilich Stellen, welche zeigen, dass der reine Polytheismus auch hier zuweilen dem Monotheismus oder richtiger gesagt einem Pantheismus oder Henotheismus gewichen ist. Diese Andeutungen finden sich aber ganz vereinzelt in den verschiedensten Texten und Tempeln und im Verlaufe fast der ganzen ägyptischen Geschichte, so dass wir es hier keinesfalls mit einem fest ausgeprägten monotheistischen Glaubenssysteme zu thun haben, sondern dass nur hier und da eine derartig gefärbte philosophischere Auffassung der Gottheit sich Bahn gebrochen hat. Als Gesamtheit sind die Aegypter stets Polytheisten gewesen und dies die Priesterschaft ebensowohl wie der König oder das Volk. Die Kultusreform des Königs Chu-en-aten (um 1600 v. Chr.), welche oft als eine rein monotheistische dargestellt wird, ist viel eher eine henotheistische gewesen, indem dieser König den Sonnengott Ra zum höchsten Gotte in Aegypten zu erheben und besonders an die Stelle des Amon-Ra zu setzen gedachte. Daran, dass Ra der alleinige Gott sein solle, daran hat Chu-en-aten nicht gedacht, er hat denselben nur

zum Hauptgotte in Aegypten machen wollen, so dass wir auch hier nicht an eine monotheistische Religionsreformation zu denken haben.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, welche durch die Bedeutung der behandelten Fragen für die altägyptische Religion überhaupt und damit auch für die uns vorliegenden religiösen Denkmäler geboten schien, zu diesen selbst zurück und fassen wir die Inschriften in's Auge, welche die Uschebti-Statuetten als solche bedecken.

Ebenso wie die Form der Statuetten selbst, so haben auch ihre Inschriften im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen erfahren. In der ältesten Zeit tragen dieselben nur den Namen des Verstorbenen oder eine Opferformel, welche im Allgemeinen von Weihgeschenken für die Gottheit, besonders für den Gott der Todten Osiris spricht. Allein bereits kurz darauf, noch auf Exemplaren aus der Zeit der 13. Dynastie (etwa 3000 v. Chr.), findet sich ein religiöser Text, welcher in aller Folgezeit in verschiedenen Redaktionen — wir können deren drei unterscheiden — die Uschebti-Statuetten bedeckt. Anfangs tritt dieser Text allein auf und in dieser Form ist er auch in das wichtigste ägyptische religiöse Sammelwerk, das sogenannte Todtenbuch übergegangen, in welchem er nach der Lepsius'schen Anordnung das 6. Kapitel bildet. In späterer Zeit, etwa in der 18. Dynastie, hat man sich gewöhnt, diesem Kapitel noch eine kurze Formel vorhergehen zu lassen, welche das Charakteristikum dieser jüngeren Exemplare bildet. Eine Zeit lang, besonders häufig in der Zeit der 19.—21. Dynastie, ersetzte diese kurze Formel sogar häufig den ganzen übrigen Text und bedeckte allein die Uschebti-Statuetten.

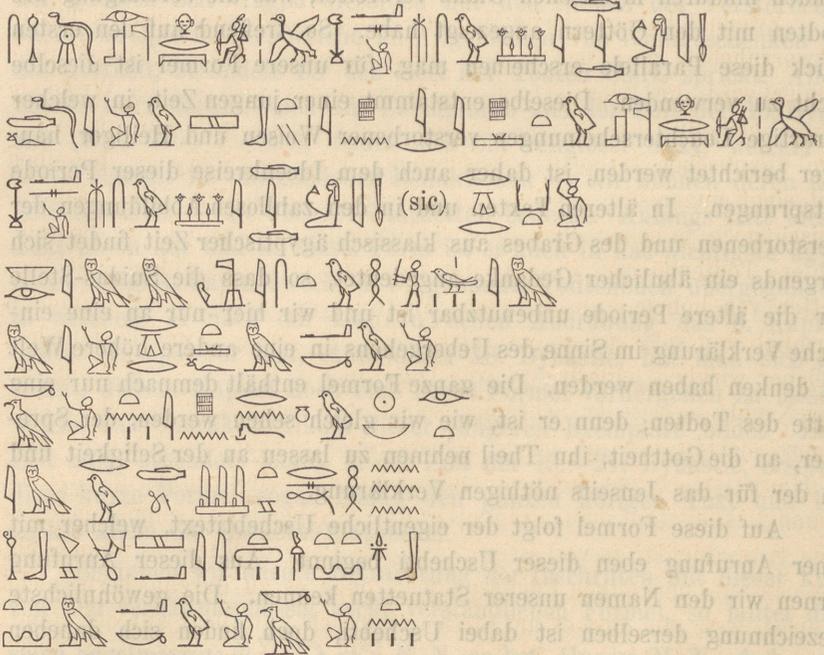
Beginnen wir unsere Betrachtung der Inschriften mit dieser kurzen und verhältnissmässig leicht verständlichen Formel, so lautet dieselbe regelmässig:  N. N. se-*het'* *Hes-iri* N. N., d. h. „erleuchte den Osiris N. N.“ — Hinter dem Namen des Gottes Osiris folgt dann der Titel und Name des Todten, dem der Uschebti geweiht war, der Name seiner Mutter u. s. f. Das Wort *het'*, mit dem die Formel beginnt, bedeutet „hell sein, klar sein, leuchtend sein“, und diese Bedeutung wird auch dadurch ausgedrückt, dass dasselbe hinter sich als Determinativ das Zeichen der Strahlen aussendenden Sonne hat. Das vorgesetzte *s* ist das Präfix des Causativs, so dass die ganze Form absolut gesetzt „klar, leuchtend machen“ bedeutet. Sie ist hier, wie zahlreiche analoge Beispiele zeigen, als ein Imperativ oder Cohortativ zu fassen, der sich an die Gottheit richtet. Dieses Erleuchten hat da-

bei keinen anderen Sinn, als unser verklären, also den von „selig machen“. Der Ausdruck entspricht dem Sinne nach dem Namen *chu* „der Strahlende“, welcher sehr häufig dem in das Jenseits angelangten Verstorbenen gegeben wird, ohne dass damit geradezu diesem eine leuchtende Fähigkeit zugeschrieben würde. Von Chabas ist freilich darauf hingewiesen worden, dass es sich hier um wirkliches Leuchten der Mumie handeln könne. Er verweist darauf, dass Suidas¹⁾ uns berichtet, als der Körper des weisen Heraskus einbalsamirt worden sei und er die Gewänder des Osiris angelegt habe, da habe er plötzlich durch die Binden hindurch mystischen Glanz verbreitet, was die Vereinigung des Todten mit den Göttern angezeigt habe. So treffend auf den ersten Blick diese Parallele erscheinen mag, für unsere Formel ist dieselbe nicht zu verwenden. Dieselbe entstammt einer jungen Zeit, in welcher derartige Leuchterscheinungen verstorbener Weisen und Heiliger häufiger berichtet werden, ist daher auch dem Ideenkreise dieser Periode entsprungen. In älteren Texten und in den zahllosen Abbildungen der Verstorbenen und des Grabes aus klassisch ägyptischer Zeit findet sich nirgends ein ähnlicher Gedanke angedeutet, so dass die Suidas-Stelle für die ältere Periode unbenutzbar ist und wir hier nur an eine einfache Verklärung im Sinne des Uebergehens in eine andere höhere Welt zu denken haben werden. Die ganze Formel enthält demnach nur eine Bitte des Todten, denn er ist, wie wir gleich sehen werden, der Sprecher, an die Gottheit, ihn Theil nehmen zu lassen an der Seligkeit und an der für das Jenseits nöthigen Verklärung.

Auf diese Formel folgt der eigentliche Uschebtitext, welcher mit einer Anrufung eben dieser Uschebti beginnt. Aus dieser Anrufung lernen wir den Namen unserer Statuetten kennen. Die gewöhnlichste Bezeichnung derselben ist dabei Uschebti, doch finden sich daneben zahlreiche andere Formen, wie Schuabti, Schabt, Schebti u. s. f. Alle diese Formen gehen auf den Stamm *scheb* zurück, dessen vokalisirte Form *schab* oder *schuab* lautete. Das *t*, vokalisirt *ti* am Schlusse, dient zum Zeichen, dass wir es hier mit einem Substantiv zu thun haben. Das *u* am Anfange der gewöhnlichsten Form ist ein prosthetischer Buchstabe, der hier und auch sonst in demselben Sinne verwendet wird, wie sonst in den ägyptischen Texten der Buchstabe *â*, nämlich um das kurze Stammwort, welches nur zwei Radikale besass, zu einem mit drei Radikalen versehenen Worte umzugestalten, ebenso

1) s. v. *Ἡρακλῆος*.

wie dies ja auch in ähnlicher Weise die semitischen Sprachen mit ihren ursprünglich zweiradikaligen Wortstämmen gethan haben. Das Wort uscheb selbst bedeutet „antworten“, so dass also der Name unserer Statuetten dieselben als die Antwoarter und damit als die Diener bezeichnen würde. Was der Zweck dieser Diener war, das sagt uns die Inschrift dieser Statuetten selbst und diese fassen wir daher nunmehr in's Auge, wobei wir den Text zu Grunde legen wollen, welcher das besterhaltene Exemplar des Bonner Provinzialmuseums (Nr. 398) bedeckt. Derselbe lautet im Urtexte:

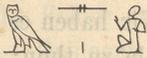


Diese Inschrift ist transcribirt zu lesen: (1) se-het Hes-iri her-menfit-u Pa-cha-ās mes Uschätät maā-cher (2) T'et-f ä uschebti-u äpen är äp-tu Hes-iri her-menfit-u Pa- (3) cha-ās mes Uschätät maā-cher er cher ket (4) neb är am em neter-ker as-tu hu šera-u am (5) em ä er cher-t-f maku (6) ka-ten-u äpen er nennu neb är-t (7) am ruṭ sechet er se-meh (8) uteb chen schäit-u ämenti äb- (9) ti maku ka-ten-u.

Wörtlich übersetzt würde dieser Text wiederzugeben sein als: (1) Verkläre den Osiris, den Vorsteher der Soldaten Pa-cha-ās, welcher geboren ward von Uschatat, der Seeligen. (2) Er spricht: Oh ihr, diese Uschebtis, berufen ist der Osiris, der Vorsteher der Soldaten Pa-(3)

cha-ās, welchen geboren hat Uschatat, die Verstorbene um zu machen (statt der fehlerhaften Gruppe ist nach Massgabe zahlloser Varianten



er är zu lesen) jegliche Arbeit, (4) welche man dort in der Unterwelt vollbringt. Siehe da, es ist verjagd das Uebel dort (5) von seiner Person (lies  em sa), welche in gutem Zustande ist. Hier bin ich! (6) Ich rufe Euch zu jeglicher Zeit, welche dort (7) herrscht. Bebaut die Felder, bewässert das (8) Uferland, führet den Sand vom Westen zum Osten. (9) Hier bin ich! Ich rufe Euch!

Zweimal hatten wir im Verlaufe der Uebersetzung unseres Textes hervorzuheben, dass sich in demselben Fehler vorfinden. Durch diese Fehler wird die Echtheit unseres Monumentes in keinerlei Weise in Frage gestellt. Es ist eine Erscheinung, welche sich nur zu oft in den ägyptischen Inschriften wiederholt, dass die Schreiber derselben mit einer ungemein geringen Sorgfalt gearbeitet haben. Die kalligraphisch noch so schön ausgeführten Tempeltexte zeigen grobe Schreibfehler; Todtenbücher, wie das der Königin Net'em-t, welche mit Vignetten von hohem künstlerischem Werthe geschmückt sind, wimmeln förmlich von solchen; und es lässt sich kaum ein längerer Text finden, welcher wirklich fehlerfrei wäre. Dass dem so ist, liegt nicht nur an der Nachlässigkeit der Schreiber selbst, welche gedankenlos ihre Vorlagen kopirten, bez. die ihnen in hieratischer Schrift übergebenen Texte in Hieroglyphen umschrieben, sondern auch an der Schwierigkeit, bez. Unmöglichkeit, auf dem altägyptischen Schreibmaterial, einmal entstandene Schreibfehler zu verbessern. Auf dem Papyrus war dies unmöglich, da sich auf dem rauhen Pflanzenpapier, ohne es zu durchlöchern, nicht radiren liess, und dass es auf Stein unthunlich war, liegt auf der Hand. Auch bei den gebrannten Thonuschebtis war es, selbst wenn man nachträglich ein Versehen bemerkte, nicht mehr möglich, dasselbe zu verbessern, und da gab der alte Aegypter denn den fehlerhaften Text dem Todten lieber mit in das Grab, als dass er das Denkmal, auf welchem sich derselbe befand, selbst zerstört hätte. Sollte doch, nachdem das Grab einmal sich geschlossen hatte, kein Sterblicher mehr den Text erblicken und konnte daher auch die Nachlässigkeit der Schreiber und Hinterbliebenen später nicht mehr gerügt werden. Die Zahl der auf Grabmonumenten sich findenden Fehler ist dergestalt eine sehr grosse und oft ist man gezwungen, Dutzende von Exemplaren ein und derselben Formel zusammen zu tragen, ehe es möglich wird, einen korrekten Text derselben sich zu bilden, einen Text, auf Grund dessen allein

eine wissenschaftlich verwertbare Uebersetzung sich herstellen lässt¹⁾. Unter diesen Umständen können Schreibfehler auf ägyptischen Monumenten allein nicht als Merkzeichen für deren Unechtheit verwendet werden; um hierüber zu entscheiden, müssen andere Faktoren zu Rathe gezogen werden, und alle diese lassen die Echtheit unserer Statuette als vollkommen sicher stehend erscheinen. Wir haben es bei derselben mit einem sicher original-ägyptischen Denkmale zu thun; auch der Gedanke, es könne eine römische Nachbildung eines solchen vorliegen, ist mit vollkommener Bestimmtheit von der Hand zu weisen. Unser Uschebti wurde an den Ufern des Nils gefertigt und ist von dort her in völlig vollendetem Zustande an den Rhein gebracht worden, wenn sich auch der Zeitpunkt, wann dies geschah, nicht mehr feststellen lässt. In den Akten des Provinzialmuseums finden sich keine Notizen über den Fundort des Stückes, doch hat es Prof. Schaaffhausen wahrscheinlich zu machen gesucht, dass dasselbe nicht etwa erst in neuerer Zeit herüber gekommen ist, sondern einem rheinischen Gräberfunde entstammt. In diesem Falle wäre die Statuette also bereits zur Römerzeit hierher gebracht worden.

An welcher Stelle Aegyptens der Uschebti gearbeitet worden ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch macht der Styl der Arbeit eine Herkunft aus Memphis wahrscheinlich. Die beiden Eigennamen, welche er trägt, finden sich beide sonst in den Texten nicht, so dass wir auch über ihre Träger nichts genaueres auszusagen vermögen. Ihre Bildung und der Gesamteindruck der Statuette genügt jedoch um zu zeigen, dass dieselbe während der saitischen Periode und zwar im Verlaufe deren zweiten Theiles, also zwischen 500 und 300 v. Chr. gefertigt worden ist, jedenfalls lange vor dem Zeitpunkte, in welchem das Stück nach Europa gebracht ward.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die verschiedenen grammatischen Schwierigkeiten des Nähern einzugehen, welche in der Uschebti-Formel uns entgentreten. Hier genüge die Versicherung, dass aus zahlreichen Varianten die oben gegebene Uebersetzung des Textes als eine in ihren Grundzügen vollkommen sichere sich ergibt und in ihrem Sinne vollkommen feststeht. Dieselbe enthält eine An-

1) In welche tiefgehende Fehler man verfallen kann, wenn man eine derartige Vorsicht und Textvergleichung ausser Acht lässt, das hat kürzlich Naville in der Zeitschrift für ägyptische Sprache 1882 S. 186 ff. an einer Reihe schlagender Beispiele gezeigt.

rufung der Uschebti-Statuetten durch den Todten. Dieser hebt zuerst hervor, er sei berufen, alle irgend nöthigen Arbeiten in der Unterwelt zu vollbringen; alles Uebel sei von ihm genommen und er befinde sich im Zustande möglicher Vollkommenheit. Nun rufe er die Uschebtis an, die Feldarbeiten in der Unterwelt, welche eigentlich ihm oblagen, zu vollbringen, die Felder zu bebauen, zu bewässern und vom Flugsande zu befreien. — Demnach wären denn die Uschebtis die Vertreter des Todten bei den Arbeiten in der Unterwelt.

Um diese Rolle richtig zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass die Aegypter sich das Leben im Jenseits als eine direkte Fortsetzung des Lebens auf dieser Erde dachten. War der Mensch gestorben, so verliess die Seele den Körper, durchwandelte zahllose Räume des Jenseits, lernte die verschiedenen Gottheiten persönlich kennen und musste vor jeder derselben Zeugniss ablegen, dass sie den betreffenden Gott, seine Funktionen und die ihm gebührenden Gebete kenne. War ihr dies gelungen, hatte sie ihre Kenntniss der ägyptischen Pantheons bewährt, dann ward die Seele eingeführt in die Halle der doppelten Wahrheit, um dort Rechenschaft zu geben über ihr Thun und Treiben zu der Zeit, als sie noch auf der Erde wandelte.

Hier sass Osiris, der Herr der Ewigkeit und Gott des Todtenreiches auf seinem Throne, umgeben von seinen 42 Beisitzern mit ihren mannigfachen Attributen, während die Göttin der Wahrheit selbst den Todten in die Gerichtshalle einführte. Vor jedem Beisitzer hatte er das Bekenntniss abzulegen, dass er eine bestimmte Sünde nicht begangen habe und dabei den betreffenden Beisitzer namentlich anzurufen und seine Herkunfts- beziehentlich Hauptverehrungsstelle anzugeben. Da beginnt er: „Oh Du Weithinschreiter aus Heliopolis, nicht that ich Böses! Oh Du Mundöffner aus der Stadt Cher, nicht fügte ich Schaden zu! Oh Du Riecher aus Hermopolis, nicht war ich wankelmüthig! Oh Du Schattenfresser aus Elephantine, nicht stahl ich! u. s. f.“ So folgen sich Sünde auf Sünde und bei jeder versichert der Todte, dass er keinen Theil an ihr gehabt habe. Der Beisitzer schwieg, wie es scheint, zu den Worten. Ohne Widerspruch oder Beifall endete der Verstorbene sein Bekenntniss. Dann aber traten Anubis und Horus hinzu; sie legten das Herz des Verstorbenen auf eine Wage, auf deren anderer Seite die Göttin der Wahrheit stand. So prüfte man die Wahrheit des Bekenntnisses, während der Gott Thoth dabei stand, um das Resultat der Untersuchung aufzuzeichnen. Ward der Todte gerecht erfunden, was der Text des Todtenbuches als selbstverständlich vor-

aussetzt, und dies in so hohem Grade, dass er den Verstorbenen noch vor der gerichtlichen Untersuchung als den Gerechtiggesprochenen bezeichnet, dann ging die Seele ein in die Gefilde Aalu, in das Land der Seligen. Was dem Ungerecht-Erfundenen geschah, wissen wir nicht, doch scheint derselbe der Vernichtung geweiht gewesen zu sein, denn im Saale des Gerichtes sitzt in der Gestalt eines phantastisch ausgeschmückten Nilferdes die Fresserin der Amenthe, der es wohl oblag, den Bösen zu vertilgen. Vielleicht sind es auch die hier Verurtheilten, welche uns in religiösen Texten als Feinde des Ra u. s. f. wieder begegnen, welche von den Göttern verstümmelt, in Feuerpfuhle geworfen und vernichtet werden.

In den Feldern Aalu lebte der Todte ebenso weiter, wie er es im Diesseits gethan hatte. Er fuhr hier, wie die Vignette des 110. Todtenbuchkapitels es uns vor Augen führt, auf Booten spazieren, er opferte den verschiedenen Gottheiten, besonders dem heiligen Nil, er pflügte die Erde mit seinem Kuh-Gespann, er säete, schnitt die hoch empor wachsenden Aehren, liess das Getreide durch darüber getriebene Ochsen austreten und schichtete es endlich in hohen Haufen auf, um aus ihm Brod für seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Denn, ebenso wie die Gottheit, so bedurfte auch der Todte im Jenseits Speise und Trank. Einen Theil der nöthigen Lebensmittel erhielt er freilich durch die Opfer, welche die Hinterbliebenen ihm am Tage des Begräbnisses und an späteren bestimmten Festtagen spendeten oder welche ihm durch die Priester auf Grund von Vermächtnissen regelmässig dargebracht werden mussten, aber diese Gaben genügten zuweilen nicht. Dann lief der Todte Gefahr zu hungern, und um diesem vorzubeugen, war er gezwungen, das Feld zu bebauen, wie er es einst im Nilthale gethan hatte, um sich seine Speise zu verdienen.

Naturgemäss war eine derartige Aussicht auf Feldarbeit im Jenseits für den vornehmen Aegypter nicht sehr verlockend und so sah sich derselbe nach einem Auskunftsmittel um, um dieser Thätigkeit zu entgehen. Da bot denn wiederum das Diesseits eine Analogie. Hatte der Reiche hier die Arbeiten, die ihm zukamen, durch seine Diener verrichten lassen, warum sollte er dies im Jenseits nicht weiter fortsetzen? So handelte es sich denn nur darum, ein Mittel zu finden, Dienerschaft mit hinüber zu nehmen, welche dort ebenso für den Herrn arbeitete, wie sie es einst hier gethan. Im alten Reiche scheint man dabei auf den Gedanken verfallen zu sein, dass dieselben Leute, welche im Diesseits Diener gewesen waren, es auch im Jenseits bleiben wür-

den und scheint aus diesem Grunde Statuen der Dienerschaft dem Todten mit in die Grabkammer gestellt zu haben. Es ist dies ein ähnlicher Gedanke, wie er bei verschiedenen Naturvölkern, auch den Germanen, im Laufe der Geschichte aufgetreten ist, welche dem verstorbenen Krieger Pferde und Sklaven nachsandten in die himmlischen Gefilde, damit er dort seiner Thiere und seiner Bedienung nicht entbehre. Im Verlaufe der ägyptischen Geschichte und unter dem Einflusse einer höheren Kulturentwicklung änderte sich diese Anschauungsweise und man begann zu fühlen, dass vor dem Tode doch alle Menschen sich gleich seien und alle Anspruch erheben könnten auf gleiche Seligkeit und gleiche Behandlung durch die Götter der Unterwelt. So musste der Reiche denn auf die Hoffnung verzichten, dass seine Diener und Sklaven auch nach ihrem Tode noch sein Eigenthum bleiben und ihm im Jenseits arbeitend zur Seite stehen würden, er musste ihre Gleichheit anerkennen. Aber darum hatte er keine Lust, seinerseits jetzt die schweren Dienste zu verrichten, welche ihm auf dieser Erde erspart geblieben waren, er sah sich nach einem Ersatz für die verloren gegangene Dienerschaft um. Diesen Ersatz fand die ägyptische Priesterschaft, welche mit grossem Geschick den Wünschen der höheren Stände entgegengekommen zu sein scheint, in einer neuen Klasse von Amulettfiguren, in den Uschebtis, wie sie uns in unseren Exemplaren vorliegen.

Man formte aus Thon Bilder des Verstorbenen in grosser Zahl, legte diese in das Grab, gab ihnen Hacken, Pflüge und Körbe in die Hand und hoffte nun, dass, kraft der Gebetformel, welche man auf den Statuettchen aufzeichnete, diese Leben gewinnen und dem Verstorbenen zu dienen bereit sein würden. Die Uschebtis repräsentiren demnach die Dienerschaft, welche die Hinterbliebenen ihrem Anverwandten mitgaben in das Jenseits, damit demselben dort alle schwere Feldarbeit erspart bliebe. So kommt es denn auch, dass in einzelnen Aufschriften¹⁾ sich die Uschebti selbst als „die Diener für die Unterwelt“, „die Diener für das Tuat“, „die Diener für den Osiris“ bezeichnen. Je mehr Uschebtis man dem Todten mitgab, um so zahlreicher ward auch seine Dienerschaar, um so geringer die Gefahr, dass er je im Jenseits selbst an die Feldarbeit werde Hand anlegen müssen. Dies erklärt es, woher man sich, besonders in der Zeit der saitischen Könige, in welcher der Glaube an Amulette und deren mystische Wirksamkeit vor Allem im ägyptischen Volke rege war, bemühte, möglichst zahl-

1) Vgl. Maspero in der Zeitschr. für ägypt. Sprache 1883 S. 68 f.

reiche derartige Statuetten in den Gräbern zu deponiren. Man versah dieselben dabei mit dem Namen des Todten, dem sie geweiht waren, damit ja kein Irrthum möglich sei, wessen Befehlen sie zu gehorchen hätten, wenn die Zeit des Pflügens herangekommen sei. Dass die Arbeit, die den Uschebtis oblag, vor Allem auf den Ackerbau Bezug hatte, das zeigen bereits die Symbole, welche sie in der Hand zu halten pflegen, die Hacke, der Pflug und der Korb, dieselben drei Instrumente, welche der alte Aegypter gerade so wie der heutige arabische Bauer einzig und allein zur Feldbestellung braucht. Ausser durch diese Symbole wird dieselbe Aufgabe aber auch durch die Inschriften, welche die Uschebtis zu bedecken pflegen, diesen zugetheilt. Nach diesen sollen sie die Felder bebauen, oder, wie der betreffende Ausdruck wörtlich wiederzugeben wäre, wachsen lassen die Felder. Dann sollen sie die Uferdämme bewässern, d. h. das Nilwasser auf die Dämme heraufschöpfen, damit es sich dann von diesen herab über die dahinter liegenden Felder ergiessen könne. Endlich sollen sie den Sand von Osten nach Westen führen, wobei Varianten auch angeben, man solle denselben von Osten nach Westen und von Westen nach Osten bringen. Dies bezieht sich darauf, dass durch die Stürme Wüstensand über das ägyptische Ackerland geführt wurde und hier die Saaten zu ersticken drohte, wenn man ihn nicht bei Zeiten entfernte. Dass eine derartige Versandungsgefahr für die längs der Wüste sich erstreckenden fruchtbaren Gefilde des Nilthales und für die hier angelegten Denkmäler, wie in der Neuzeit, so schon im Alterthume vorlag, das zeigen die Inschriften selbst noch deutlich. Erzählt doch z. B. eine Stele ¹⁾, wie sich der König Tutmes IV. in Folge eines Traumes veranlasst sah, die grosse Sphinx bei Memphis, welche vom Sande verschüttet worden war, wieder ausgraben zu lassen. Sie beweist, dass sich die klimatischen Verhältnisse hier in den seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. verflossenen Zeiträumen in keinerlei Weise verändert haben und dass wir in vollem Maasse berechtigt sind, die modernen derartigen Umstände zur Erklärung der Angaben der altägyptischen Texte zu verwerthen. Hierin liegt für den modernen Gelehrten bei der Untersuchung antiker Vorgänge im Nilthale ein grosser Vortheil, denn gerade die Fragen, welche sonst zu den schwierigsten zu gehören pflegen, da sie von den antiken Autoren als selbstverständlich vorausgesetzt werden, die nach dem täg-

1) Lepsius, Denkmäler III, 63. — Uebersetzt von Brugsch, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1876 S. 89 ff. und Geschichte Aegyptens S. 395 ff.

lichen Leben und Treiben des Volkes, die erledigen sich für Aegypten ohne Weiteres durch einen Hinblick auf die Sitten und Gebräuche der heutigen Bewohner des Landes, welche vollkommen denen ihrer Vorfahren vor mehreren Jahrtausenden gleich geblieben sind.

Die Hauptaufgabe der Uschebtis war demnach, Ackerbau im Jenseits zu treiben. Allein, daneben harrte ihrer auch sonstige Thätigkeit. Dass dem so war, deuten die Statuetten freilich in keinerlei Weise an, aber wir erfahren es durch andere Inschriften, welche uns zeigen, dass man dieselben im weiteren Sinne vollkommen als Diener betrachtete, welche in Allem und Jedem den dieslebigen Dienern analog waren. So ist uns eine Holztafel erhalten geblieben, welche aus dem vor wenigen Jahren eröffneten Grabschachte bei Dêr el bahari auf dem Westufer von Theben stammt, in welchem man die Mumien zahlreicher ägyptischer Könige aus den Zeiten der 18.—21. Dynastie sammt ihrem Mumiengeräthe entdeckt hat. Diese Holztafel¹⁾, so gut erhalten, dass man derselben keine Spur ihres hohen Alters ansieht, befindet sich jetzt im Louvre. Sie enthält einen Text, der ausgestellt ist auf den Namen einer Nesi-Chunsu²⁾, einer Anverwandten der Familie, aus welcher die Priesterkönige der 21. Dynastie hervorgegangen sind. Dieser Text enthält ein Dekret des Gottes Amon-Ra von Theben zu Gunsten der Nesi-Chunsu, durch welches den für sie hergestellten Uschebtis befohlen wird, alle Klagehandlungen und Schmerzensäusserungen vorzunehmen, welche ihnen oblagen, die Todte zum Grabe zu geleiten und dafür zu sorgen, dass sie sich neu belebe. Zum Entgelt hierfür wird ihnen durch einen rechtsgültigen Kontrakt eine entsprechende Belohnung zugesichert. Also, ebenso wie im Diesseits Klageweiber die Leiche des Todten gegen entsprechende Belohnung begleiteten, laut jammerten und sich die Brust zerschlugen, gerade so sollten es die Uschebti im Jenseits thun. Naturgemäss ist dabei nicht daran zu denken, dass im Jenseits eine zweite Bestattung des Todten stattfand, die Klagen der Figürchen sollten den Göttern nur zeigen, wie werth der Todte den Hinterbliebenen, wie vortrefflich er also gewesen sei. Es war eben eine der Hauptbestrebungen des Aegypters, und diesem Wunsche geben die Inschriften mehrfach Ausdruck, einen guten

1) Publizirt von Maspero in dem *Recueil de travaux relatifs à la philologie Egyptienne* II p. 13—18.

2) Vgl. für dieselbe Wiedemann, *Handbuch der ägyptischen Geschichte* S. 539.

Namen auf dieser Erde zu hinterlassen, damit er nicht vergessen werde und regelmässige Todtenopfer empfangen. Man glaubte, dass durch die Art des Andenkens, in welchem man auf dieser Erde stände, auch die Gottheit im Jenseits bei ihrer Beurtheilung der Thaten des Todten beeinflusst werden werde.

So sind denn, um die Resultate, zu welchen wir auf den vorhergehenden Seiten gelangt sind, kurz zusammen zu fassen, die Uschebti-Statuetten, welche uns in so grosser Zahl aus dem alten Aegypten überkommen sind und welche unsere Museen als charakteristische Denkmäler erfüllen, nichts weiter als Bilder verstorbener Aegypter. Diese Bilder sollten durch eine bestimmte Formel im Jenseits zum Leben erweckt werden und dann dem Todten als Diener zur Seite stehen. Vor Allem sollten dieselben Ackerbau treiben und der Seele Nahrung verschaffen, daneben mussten sie aber auch andere Dienste, die sich als nöthig herausstellen konnten, verrichten. Zum Entgelte hierfür erhielten sie eine entsprechende Bezahlung, welcher Art diese freilich war und woher sie der Todte entnahm, darüber drücken sich die bisher bekannt gewordenen Inschriften nicht mit Bestimmtheit aus, nur der einfachen Thatsache thun dieselben sichere Erwähnung.

Die Idee, dass eine solche Bezahlung überhaupt nöthig sei, ist jedenfalls einfach nach Analogien aus dieser Welt entstanden; gerade darum aber ist dieselbe doppelt interessant. Sie zeigt uns, dass der Aegypter glaubte, dass selbst ein derartiges Wesen, welches doch einzig und allein seiner Industrie das Dasein verdankte, nicht einfach ein Sklave seines Schöpfers sei, sondern, dass dieser gehalten sei, sich ihm erkenntlich für seine Dienste zu zeigen. Viel weniger als von einem solchen selbstgeschaffenen Wesen durfte man naturgemäss unbelohnte Dienste von einem Mitmenschen verlangen; auch ihm gegenüber war man zur Dankbarkeit verpflichtet. Die Idee eines willen- und rechtlosen Sklavenstandes war demnach nicht, wie man gerne annimmt, dem Aegypter so fest eingewurzelt, dass derselbe das niedere Volk als absolut rechtlos betrachtet hätte. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte man diese höchst bequemen Verhältnisse auch auf das Jenseits übertragen und hier den Uschebtis den Stempel des Sklaventhums aufgedrückt, sie aber nicht als freie Diener betrachtet und behandelt.

Diese Beobachtung, dass im Gegensatze zu den übrigen despotisch regierten Staaten Asiens dem Aegypter die Idee des Sklaventhumes des eigentlichen Volkes fern lag, wird durch die Texte bestätigt. Auch in diesen treten uns nur wirkliche Diener entgegen, welche theils dem

Staate, theils den Tempeln oder einzelnen Individuen angehörten, nicht aber Leibeigene. Freilich scheinen diese Diener an die Scholle gebunden gewesen zu sein und nicht beliebig ihren Herrn haben wechseln zu können. Natürlich bezog sich dieses Dienertum nur auf einheimische Aegypter. Die Kriegsgefangenen, welche man in Asien und in Aethiopien erbeutete, die Zwerge und sonstigen Wesen, die man durch Handel besonders aus dem inneren Afrika bezog, sie waren jedenfalls Sklaven im vollsten Sinne des Wortes und rechtlos dem Herrn unterworfen. Nur dem Irrthume muss entschieden entgegen getreten werden, als wenn das ganze Volk eine solche Stellung im Staate eingenommen hätte und sich ohne jedes Recht dem Könige und den Mächtigen hätte beugen müssen.

Mit diesen Betrachtungen können wir die Uschebtis als solche verlassen. Es schien zweckdienlich, diese Denkmälerklasse etwas eingehender zu besprechen. Einmal ist sie es vor Allem, welche in den verschiedenen Funden, welche auf den Isiskult im römischen Reiche Bezug haben, eine Rolle spielt, obwohl dieselbe, wie wir sahen und aus der Natur der Amulette ohne Weiteres hervorgeht, mit diesem Kulte in keinerlei logischer Beziehung steht. Dann aber war es wünschenswerth, an einem konkreten Beispiele zu zeigen, wie sich die alten Aegypter das Leben im Jenseits dachten und welche Beweggründe es waren, die sie zu der Fertigung unserer Statuetten veranlassten. Dies schien um so nöthiger, als es galt, zahlreichen falschen Auffassungen entgegen zu treten und eine eingehendere Behandlung des Sinnes der Figürchen, auf welche hätte verwiesen werden können, bisher fehlt; nur ihre grammatische und lexikalische Bedeutung hat bisher Beachtung gefunden.

Ehe wir hiermit uns der zweiten in den rheinischen Museen uns entgegentretenden Amulettklasse zuwenden können, haben wir noch die Uschebtis, welche sich in unseren Sammlungen finden, hier im Einzelnen kurz zu charakterisiren.

Liste der in den Museen zu Bonn und Köln vorhandenen Uschebtis.

a. Im Provinzialmuseum zu Bonn.

Nr. 398. Uschebti aus gebranntem, hellgrün glasirtem Thon. Die Arbeit ist sorgsam ausgeführt, doch ist die Glasur beim Brennen mehrfach gesprungen. Das Gesicht ist ausdrucksvoll und trägt einen langen künstlichen Bart; das Kopftuch fällt auf den Rücken herab, während seine zwei Zipfel rechts und links auf die Brust herabreichen. In der

linken Hand hält die Gestalt eine Hacke, in der rechten einen Handpflug und einen über die Schulter hinten herabhängenden Korb. Die Brust ist bedeckt von einer Inschrift in 9 parallelen Horizontalzeilen, welche den Rückenfeiler frei lassen. Der betreffende Text ist oben (S. 100) publizirt und übersetzt worden. Die Statuette steht auf einer niederen viereckigen, wie der Rückfeiler unbeschriebenen Basis, welche mit ihr aus einem Stücke besteht. Die Höhe der ganzen Figur mit Basis beträgt 21 cm.

Nr. 407. Uschebti in der gewöhnlichen Form aus Knochen oder Elfenbein. Das Gesicht ist breit und zeigt auffallend dicke Backen; der künstliche Bart hat vollkommen die Form des gewöhnlichen Bartes des Gottes Osiris. Die linke Hand hält eine Hacke, die rechte Pflug und Korb. Vorn läuft über die Statuette eine Inschrift in einer Vertikalzeile von unsorgsam ausgearbeiteten Hieroglyphen. Dieselbe lautet

⏏ |   (unklarer Vogel, welcher etwa die Form der angegebenen

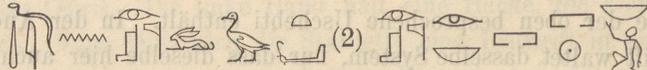
Hieroglyphe hat, jedoch vermuthlich für das Zeichen  steht)   
(auch dieses Zeichen ist unklar, es könnte eventuell zwei Gottheiten, welche auf einer Basis einander gegenüberstehen, darstellen sollen, doch ist dies in Folge von kleinen Brüchen am Rande der Linien nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden)  | . Diese Gruppen wären zu

lesen Hes-iri U-ḥa-ār-ka-Hor „Der Osiris (d. h. der Verstorbene) Uharkahor“, sie ergäben demnach den Namen des Mannes, dem die Statuette geweiht war, einen Namen, welcher sich sonst in den ägyptischen Texten nicht zu finden scheint, aber nach Analogie anderer Namen vollkommen richtig gebildet worden ist. Höhe der Statuette 7,8 cm. — Dieses Exemplar ist, wie die Arbeit im Ganzen und die Ausführung der Hieroglyphen im Besonderen zeigt, kein ägyptisches Originalmonument, sondern eine Imitation aus römischer Zeit, wie sich solche besonders in Italien mehrfach gefunden haben. Zur Zeit des Kaisers Hadrian wurde hier, wie die jetzt im Vatikan aufbewahrten Funde aus der Villa desselben im Tivoli beweisen, der ägyptische Styl Mode und man arbeitete nach ägyptischen Originalen neue Denkmäler, wobei man freilich den original-ägyptischen Styl in höchst merkwürdiger Weise missverstand. Man versuchte vor Allem den steifen Gestalten Leben und Bewegung zu verleihen, dabei aber ihren Gesamteindruck zu erhalten, und erhielt dadurch Mischbildungen, welche keiner der beiden Kunstrichtungen angehörten und ebenso wenig Existenzberechtigung besaßen, wie die

Nr. 3. Grüner Uschebti in der gewöhnlichen Form. Die Inschrift findet sich in je einer Vertikalzeile auf dem Rückenpfosten und auf der Brust und beginnt dabei auf der Rückseite. Ihr Inhalt ist eine verkürzte Form der Uschebtiformel und besagt: (Hinten) „Oh dieser Uscheb! Berufen ist der Osiris  der Vorsteher der Soldaten Hertena um zu machen alle Arbeiten, welche dort in der Unterwelt gemacht werden von einer Person. Er ruft Dich!“

Das Denkmal gehört der saïtischen Periode an. — Seine Höhe beträgt 14,5 cm.

Nr. 4. Sehr schlecht und roh gearbeiteter Uschebti in der gewöhnlichen Form. Vorne steht die Inschrift in 2 Vertikalzeilen:



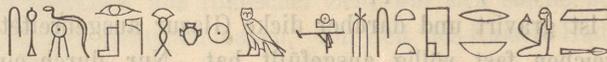
„Es spricht der Osiris Un-sa-t-necht-Hesiri, der Sohn des Hausherrn Per-Ra-neb.“ — Höhe 14,5 cm.

Nr. 5. Hellgrüner, hübscher Uschebti der gewöhnlichen Form. Inschrift in je einer Vertikallinie auf der Vorder- und der Rückseite.



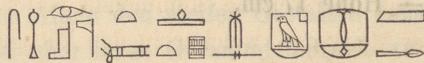
„Der Osiris Kam-en-f-Horbäk, der Sohn der Mer-Ptah-Häp.“ — Höhe 12,2 cm.

Nr. 4—8. Drei Uschebti der gewöhnlichen Form im Style der saïtischen Dynastien. Alle drei tragen identische Inschriften und gehören ein und derselben Person an, sind aber in Einzelheiten und in der Grösse (14 cm, 15,3 cm, 15,4 cm) verschieden, also nicht aus ein und derselben Form gepresst. Die Inschrift befindet sich vorn und besteht in einer Horizontallinie, die quer über die Brust läuft und in einer Vertikalzeile, welche von ihrer Mitte aus bis zur Basis hinab sich erstreckt. Der Text lautet:



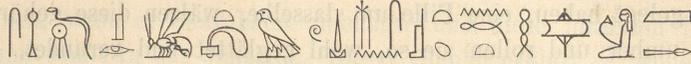
„Erleuchte den Osiris Uah-äb-Ra-em-chut, den Sohn der Hathor-neb, den Seligen.“

Nr. 9. Grüner Uschebti der gewöhnlichen Form. Die Inschrift besteht in folgender Vertikalzeile auf dem Rücken



„Erleuchte des Osiris Tum-hetep, den Sohn der Hathor-neb-heb, den Seligen.“ — Höhe 11 cm.

Nr. 10. Schöner graugrüner Uschebti in der gewöhnlichen Form. Die Inschrift ist, wie bei Nr. 6—8 vertheilt und lautet:



„Erleuchte den Osiris, den Siegelbewahrer Ḥor-ut'a, den Sohn der Ḥest-en-meh-t, der Seligen.“ — Höhe 13,3 cm.

Nr. 11. Gelblicher Uschebti von ganz schlechter Arbeit, dem Style nach der Zeit zwischen der 22. und 25. Dynastie (975—715 v. Chr.) angehörig. Die Arme sind über der Brust gekreuzt. Jede Hand hält einen Pflug, während auf der Rückseite ein breiter viereckiger Korb erkennbar ist; um die Stirn läuft eine Binde, deren Enden sich hinten kreuzen. Vorn nennt eine aufgemalte Vertikalzeile den Namen des Inhabers der Statuette  „des Osiris Chunsu-ärt-t'et.“ — Höhe 10,7 cm.

Nr. 12. Uschebti aus weissem Thon, schlecht im Style der thebanischen Dynastien (von 1250 v. Chr.) gearbeitet. Die Perücke, Halsbänder und der Pflug, den jede Hand hält, sind schwarz gemalt, ebenso wie die in einer Vertikalzeile vorn sich findende, kaum mehr lesbare Inschrift. Die Statuette trägt eine vorn weit abstehende Schürze. — Höhe 14,3 cm.

Nr. 13. Uschebti aus Marmor. Derselbe hält in jeder Hand eine Schlange und über jede Schulter einen Korb. Der Bart spitzt sich nach unten zu. Inschriftzeichen finden sich vorn, sowohl wie hinten. — Höhe 15,3 cm. — Dieses Monument ist, wie seine Arbeit und die auf demselben eingegrabenen Zeichen mit Sicherheit zeigen, eine moderne Fälschung, vermuthlich vom Anfange unseres Jahrhunderts. An eine römische Imitation kann der Arbeit und besonders der ungeschickt gezeichneten Schriftbuchstaben zu Folge nicht gedacht werden.

B. Skarabäen.

Unter den Formen, welchen die alten Aegypter den Werth von Talismanen zuerkennen, ist die häufigste die des sogenannten Skarabäuskäfers, dessen Bild auch zur ideographischen Schreibung des Wortes cheper, d. h. werden, existiren, u. s. f. dient.

Der dabei zur Darstellung kommende Käfer ist unser Ateuchus sacer, ein grosser Mistkäfer, welcher in den Mittelmeerländern und besonders im Nilthale sehr häufig ist. Diese Thiere haben die eigenartige Gewohnheit, sich des Mistes, in welchen sie ihre Eier legen, zu

gleicher Zeit in ganz systematischer Weise zum Schutze des Eies zu bedienen. Sie formen aus dem Stücke Fladen, in welchen sie zuvor ein Ei gelegt haben, eine Pille um dasselbe, wälzen diese gehörig im Staube umher und rollen sie so, wohl geglättet und gerundet, damit sie sich länger frisch erhalte, in eine zuvor daneben gescharrte Grube, welche sie nach vollendeter Arbeit mit Erde zudecken. Es sind dabei die Weibchen, welche sich dieser Arbeit zu unterziehen haben.

Den Aegyptern war diese Gewohnheit der Thiere nicht entgangen, sie hatten dieselbe aber nicht richtig verstanden und sich daher in einem mystischen Sinne zu erklären gesucht. Sie nahmen an, dass der männlich gedachte Skarabäus in dem selbst gebildeten Ei sich selbst von Neuem erzeuge, dass aus diesem er selbst wieder nach seinem Tode auferstehe. Es war dies eine ähnliche Vorstellung, wie die, welche der bekannten Mythe von dem Vogel Phönix, der aus seiner eigenen Asche neu sich bildet, die Entstehung gegeben hatte. Ausgehend von dem Gedanken, dass der Skarabäus stets neu entstehe und nie zu Grunde gehe, verwandte man denselben zum Symbole der Auferstehung. Ebenso wie er aus seiner runden Eierhülle sich neu erhebe, so sollte sich die menschliche Seele aus den Mumienbinden zu neuem Leben erheben. Wie er, so ward auch sie geflügelt gedacht und schwebte in Gestalt eines geflügelten Thieres dem Himmel und der Sonne entgegen.

Ward der Skarabäus schon auf Grund dieser Analogie aus dem Naturleben zum Symbole der Auferstehung, so ward diese Verwendung seines Bildes durch einen rein sprachlichen Grund noch erleichtert. Der ägyptische Name des Skarabäus war cheper, und derselbe Stamm bedeutete „werden“; so war es denn bei dem ursprünglich ideographischen Schriftsystem der Aegypter nur natürlich, dass man das Bild des Thieres zur Schreibung des Begriffes des Werdens benutzte. Ist es doch eine bekannte Erscheinung, dass im Nilthale das Bild eines concreten Gegenstandes dazu verwendet werden konnte, um abstrakte Ideen, welche durch den gleichen Wortstamm ausgedrückt wurden, zu bezeichnen. So bezeichnet das Bild der nefer genannten Laute auch den Begriff gut, weil dieser gleichfalls nefer auszusprechen war u. s. f. Aehnlich war es auch in unserem Falle und so war es denn fast selbstverständlich, dass sich mehr und mehr der Begriff des Skarabäus mit dem der Auferstehung und der Unsterblichkeit deckte. Das Bild des Skarabäus hat hier einen ganz analogen Sinn, wie in altchristlicher Zeit und noch bei uns das Bild des Schmetterlinges oder der Blume.

Der Unsterblichkeit glaubte nun der Aegypter theilhaftig zu werden oder wenigstens die Götter zur Verleihung derselben veranlassen zu können, wenn er Skarabäen anfertigte und diese mitnahm in das Grab und somit in das Jenseits. Dieser Glaube erklärt es, woher uns so zahllose Skarabäen aus dem Alterthume überkommen sind. Sie waren eben eines der bedeutungsvollsten Amulette, welche die Religion im Nilthale überhaupt kannte.

Ein grosser Theil der uns erhaltenen Skarabäen trägt Inschriften. Diese Texte sind verschiedener Natur, entweder sind es nur Namen von Königen und Privatpersonen, oder es sind längere historische Texte, eine freilich sehr seltene Erscheinung, welche eigentlich nur zur Zeit des Königs Amenophis III. der 18. Dynastie häufiger auftrat, oder endlich, es sind religiöse Wünsche, welchen durch mehr oder weniger lange stereotype Formeln Ausdruck verliehen wird. Die königlichen Skarabäen, deren wir eben gedachten, sind sehr häufig und von grossem historischem Werthe. Finden wir bei einer Mumie ein solches Exemplar, so gestattet der auf ihm aufgezeichnete Herrschernamen die Zeit zu bestimmen, in welcher der betreffende Todte lebte; ein Fund grösserer Mengen mit dem gleichen Namen bezeichneter Skarabäen zeigt, dass der genannte König über den Fundort geherrscht habe u. s. f., so dass diese Monumente für den Geschichtsforscher ähnliche Bedeutung besitzen, wie die im alten Aegypten ganz fehlenden Münzen für die Geschichte anderer Länder. Der älteste Königsname, der sich auf Skarabäen findet, ist zugleich der Name des ersten Herrschers des Landes überhaupt, des Menes, doch stammen diese Stücke erst aus jüngerer Zeit. Sicher gleichzeitige Skarabäen besitzen wir dagegen von den Königen der 4. Dynastie, den Erbauern der Pyramiden von Memphis. Von diesem Zeitpunkte an finden sich fast alle Pharaonen durch Skarabäen vertreten, ja, zahlreiche derselben sind uns nur durch derartige Gegenstände bekannt geworden. Am häufigsten sind sie zur Zeit der 18. und 19. Dynastie, besonders solche mit dem Namen des Königs Tutmes III. findet man zu Tausenden. In den späteren Zeiten werden sie immer seltner, schon die Saiten sind nur wenig vertreten; von den Ptolemäern und römischen Kaisern kennen wir nur ganz vereinzelte Exemplare. Dabei ist es eine sehr auffallende Erscheinung, dass um dieselbe Zeit, in welcher in Aegypten das Interesse an den Skarabäen erlosch, dieselben in Rom Mode wurden und man hier zahlreiche fertigte, welche dann als Ringsteine Verwendung fanden, ohne dass man an den ursprünglichen Sinn der dargestellten Thiere gedacht hätte.

Parallel mit den Skarabäen mit Königsnamen laufen solche mit Privatnamen, welche etwa in denselben Perioden, wie erstere häufiger und seltener werden. Aus ihnen lernen wir zahllose Persönlichkeiten mit ihren Titeln und zuweilen mit Mitgliedern ihrer Familie kennen.

Ist diese erste Gruppe der Skarabäen ebenso wie die zweite schon erwähnte für die Geschichte von hoher Bedeutung, so ist es die dritte für die Religion. Wenig ergeben freilich die kurzen Sätze auf den Monumenten, sie enthalten meist nur allgemeine Wünsche für das Wohlergehen des Verstorbenen im Jenseits, oder die Namen bestimmter Gottheiten, denen er seine Seligkeit an das Herz zu legen sich bestrebte, um so mehr Werth besitzen dagegen die mit längerer Inschrift bedeckten Stücke, welche man ihrer Bedeutung nach meist als Herzensskarabäen bezeichnet.

Bei dem Einbalsamiren der Todten hatte sich nämlich die Thatsache herausgestellt, dass es auch bei aller Sorgfalt nicht möglich sei, wirklich den ganzen Körper vor dem Untergange zu bewahren, dass man nur Knochen und Haut wirklich zu schützen vermöge, während die Fleischtheile allmählich austrockneten. Ganz unthunlich war eine Aufbewahrung der leicht verweslichen innern Theile des Körpers, des Gehirns, Lunge, Leber, Herz und der Eingeweide. Diese mussten vor der Einbalsamirung entfernt werden, sollte nicht ihre Zersetzung dem ganzen Leichnam Gefahr bringen. So wurde denn das Gehirn durch die Nase hindurch aus dem Kopfe genommen und die Eingeweide mittelst eines Schnittes über den Bauch herausgezogen. Was im Allgemeinen mit denselben geschah, wissen wir nicht. Eine Zeitlang hat man dieselben in den sogenannten Canopen, d. h. in Vasen aus Alabaster mit Deckeln, welche die 4 Todtengenien nachbildeten, aufbewahrt und deren jeder Mumie 4 mitgegeben, aber diese Canopen sind verhältnissmässig nicht lange und auch dann nicht allgemein im Gebrauch gewesen, und eine andere Conservirungsart der leichter zersetzlichen Theile kennen wir nicht, so dass es wahrscheinlich erscheint, dass die Aegypter dieselben einfach dem Untergange geweiht haben.

Unter den Theilen, welche man dergestalt aus der Mumie entfernte, befand sich auch das Herz. Das Herz aber war nach ägyptischer Anschauung der Sitz des Lebens, ohne dasselbe war eine Existenz unmöglich. Bei der materiellen Vorstellung nun, welche man sich von dem Jenseits gebildet hatte, konnte man sich nicht denken, dass dort ein Sein ohne Herz möglich wäre und so musste es denn eine wesentliche Vorbedingung für die Auferstehung werden, dass der Todte wie-

der in den Besitz des ihm genommenen Herzens gelangte. Um diesen Gedanken bewegen sich zahlreiche Stellen der religiösen Texte. Der Todte wünscht, dass ihm wiedergegeben werde sein Herz; er rühmt sich, sein Herz sei in seinem Innern; er ruft sein Herz an, u. s. f. Allmählich entwickelte sich hierbei ein vollkommenes Glaubenssystem über die Rolle des Herzens im jenseitigen Leben und über die Art und Weise, in welcher es dem Verstorbenen möglich sei, wieder in dessen Besitz zu gelangen.

Man nahm an, das Herz werde nach dem Tode eine gesonderte Existenz führen, selbstständig die Räume des Jenseits durchwandern, dem Todten im Saale des Gerichtes wieder begegnen und hier als Kläger gegen denselben auftreten. Ward er dann gerecht erfinden, dann sollte ihm das Herz zurückerstattet und er dadurch in Stand gesetzt werden, sein neues Leben zu beginnen. Ausser zahlreichen vereinzelten Stellen sind es besonders die Kapitel 26—30 des Tottenbuches, welche diesem Glauben Ausdruck verleihen und die auf ihn bezüglichen Gebete und Formeln enthalten. — An und für sich war diese Lehre einfach und klar, aber für den Aegypter bot sie doch eine Schwierigkeit dar. Es schien ihm unmöglich, dass die Mumie ohne Herz leben könne und doch ward dieses der Verwesung geweiht, man musste also irgend ein Mittel finden, um dem Todten ein neues Herz zu fertigen. Und dies geschah denn auch ganz analog der Art und Weise, wie man demselben in den Uschebtis Diener für das Jenseits gebildet hatte, durch Herstellung eines Amulettes, welches im Jenseits zu einem wirklichen Herzen werden sollte. Dies war der sogenannte Herzensskarabäus.

Man legte an die Stelle des Herzens in den Körper der Mumie einen Skarabäus von Stein oder Thon, in der Hoffnung, dass dieser das Herz ihr ersetzen und zugleich durch seine ideographische Bedeutung die Auferstehung verbürgen werde. Diese, meist grossen Skarabäen sind z. Th. ohne Inschriften, z. Th. aber tragen sie längere Texte, welche auf die ihnen im Jenseits zukommende Rolle Bezug haben. Diese Texte entsprechen ihrem Inhalte nach dem 30. Kap. des Tottenbuches (vgl. cap. 64 l. 33—6), doch ändern sie den Wortlaut desselben mehrfach ab. Der Schreiber musste sich mit der Länge der Formel nach der Grösse des ihm vorliegenden und zu beschreibenden Steines richten, er musste dem entsprechend mehr oder weniger umfangreiche Sätze weglassen, oder, was freilich nur sehr selten vorkam, durch Zusätze den Text verlängern. Die hierher gehörige Formel, welche auch ein Skarabäus des Bonner Museums

trägt, ist eingehend behandelt worden durch Birch¹⁾, bietet jedoch auch nach dessen Untersuchungen dem Verständnisse noch zahlreiche Schwierigkeiten dar. Es würde uns in viel zu fachmännische Detailfragen einführen, wollten wir eine Lösung derselben an dieser Stelle versuchen. Für uns genügt es hier im Allgemeinen den Sinn der Inschrift, deren Bonner Exemplar unten übersetzt werden soll, klar zu legen.

Der Todte, welcher redend eingeführt wird, wünscht zunächst, dass sein Herz in seinem Innern, bez. bei seiner Mutter, seinem natürlichen Schutze, sein möge, während er seine Gestaltungen in der Unterwelt vornehme, d. h. vor den Göttern seine Würdigkeit darlege. Er fleht es an, in der Halle des Gerichtes nicht gegen ihn sich zu erheben, noch vor den Göttern gegen ihn zu sprechen, vielmehr möge es ihm gerade bei der verhängnissvollen Wagescene zur Seite stehen. Denn das Herz, hebt er ausdrücklich hervor, sei seine eigentliche Persönlichkeit, welche in seinem Innern lebe, es sei der Schöpfer, der seine Glieder erstarken und gesunden lasse. Dabei sei das Herz selbstständig, überall könne es hin gelangen, so möge es denn auch ihm, dem Todten und seinem Namen, die Wege zu den Göttern eröffnen, während er sein Schicksal erwarte. Zum Schluss der Anrufung setzt der Verstorbene voraus, seine Wünsche seien erfüllt worden, das Herz habe ihm beigestanden. Triumphirend erklärt er, Freude herrschte bei der Gerichtsscene; ich, der Todte, ich bin, d. h. es ist mir gelungen, die Seligkeit und die Existenzberechtigung im Jenseits mir zu erwerben.

Diese Formel bietet ein hohes religionsgeschichtliches Interesse dar, indem sie uns zeigt, dass die alten Aegypter bei diesem Herzenskultus tiefere philosophisch durchdachte Gedanken gehegt haben, als wir sonst bei ihnen zu finden gewohnt sind. Das Herz wird als ein Bestandtheil des Menschen betrachtet, der zu dessen Existenz nothwendig ist, ohne deswegen mit dem Menschen identisch zu sein. Sündigt der Mensch, so ist es nicht sein Herz, welches dies thut, vielmehr wird dieses nach dem Tode als Ankläger wegen dieser Sünde auftreten. So scheint es denn, als hätte man das Herz als einen Theil der Gottheit betrachtet — es wird in der Formel ja auch geradezu als Gott Chnum bezeichnet — welcher sich für das Leben

1) Zeitschrift für ägyptische Sprache 1866 S. 89 ff., 1867 S. 16 f., 54 ff., 1870 S. 30 ff., 46 ff., 73 ff.

auf dieser Erde mit dem Menschen vereinigte und ihm dadurch die Möglichkeit zur Existenz gab. Im Augenblicke des Todes ward derselbe befreit und kehrte nur dann in seine menschliche Hülle zurück, wenn diese sich als rein und gerecht erwiesen hatte. Andernfalls blieb das Herz wohl in der „Wohnung der Herzen“, wie sein Aufenthaltsort während den Wanderungen der Seele genannt wird¹⁾, zurück und weihte dadurch seinen ehemaligen Besitzer dem ewigen Untergange. Diese Anschauung ist von grosser Bedeutung, da sie zeigt, dass auch die Aegypter über die Frage nachgedacht haben, in welchem Verhältnisse die göttlichen und die menschlichen Bestandtheile in dem Körper zu einander ständen, wie dieselben zu vertheilen wären. Dabei haben die Aegypter ein vollkommenes System entwickelt, haben sterbliche und unsterbliche Theile geschieden und haben die letztern wieder in eine längere Reihe von Unterabtheilungen zerfallen lassen²⁾, unter denen also das Herz eine der wichtigsten Stellungen einnahm.

Da dieses Herz der Mumie fehlte, so gab man ihr in dem Herzensskarabäus ein provisorisches, das man an die Stelle des wirklichen legte und hoffte, dass letzteres im Jenseits den Skarabäus ersetzen werde. So finden sich denn Herzensskarabäen fast in jeder Mumie und sind daher sehr häufig. Auch unsere Sammlungen besitzen deren eine grössere Zahl meist gut ausgearbeiteter Exemplare aus hartem Stein. Das Material ist dabei ein dunkel grüner Feldspath, wie solcher für ägyptische Amulette sehr gerne verwendet worden ist.

Von andern Skarabäenklassen ist nur ein Beispiel vorhanden, ein vollkommen ausgearbeitetes Bild des Skarabäuskäfers, welches mit einem Ringe versehen dazu bestimmt war, als Amulett zu dienen. Es sollte dabei die durch das Thier symbolisch angedeutete Unsterblichkeit seinem Träger verbürgen. Ueber die Fundorte der einzelnen Stücke wissen wir Nichts bestimmtes, doch haben sich mehrfach ähnliche Exemplare an den Stätten des römischen Isiskultes gefunden, so dass auch unsere Skarabäen diesem gedient haben mögen.

Betrachten wir zum Schluss noch kurz im Einzelnen die in den rheinischen Museen vorliegenden Skarabäen, so sind dabei die folgenden hervorzuheben:

1) Todtenbuch cap. 26 l. 1.

2) Vgl. Wiedemann, L'immortalité de l'âme chez les anciens Egyptiens in *Compte-rendu du Congrès prov. des orient. Franç. de St. Etienne. 1878 p. 159 ff.*

Die letzten 3 Zeilen sind in Unordnung gerathen. Während in der 10. Zeile am Schluss die religiöse Formel nicht fortführt, enthalten die ersten gesperrt gedruckten Worte einen Titel des Verstorbenen Sachenemchu, dem der Skarabäus geweiht war. Die Bedeutung des betreffenden Titels ist freilich eine unsichere. Auch die Schlusszeichen der Zeile 9 sind unklar. Dem Schreiber hat gegen das Ende hin der Raum gemangelt, um die Formel vollständig hinzusetzen, er hat dieselbe in Folge dessen dem Raum entsprechend zu kürzen gesucht, wodurch der Sinn, der dem Schreiber wohl selber nicht recht verständlich war, noch unklarer geworden ist, als er es schon an und für sich von vorn herein war.

Nr. 401. Sehr flacher Skarabäus mit oben eingeritzten Flügeldecken aus grünem Feldspath, ohne Inschriften. Länge: 6 cm; Breite: 4,8 cm; Höhe: 1,9 cm.

Nr. 402. Sehr fein ausgearbeiteter Skarabäus; an den beiden Hinterflügeln sind sogar die bei dem lebenden Thiere charakteristischen Eindrücke deutlich erkennbar. Länge: 3,9 cm; Breite: 2,9 cm; Höhe: 1,9 cm.

Nr. 403. Nicht so fein, aber doch gut ausgeführter, ähnlicher Skarabäus. Länge: 3,9 cm; Breite: 2,8 cm; Höhe: 1,5 cm.

Nr. 404. Im Gegensatz zu den bisher aufgeführten Skarabäen, welche auf einer Basis zu ruhen schienen, deren Unterkörper daher nicht sichtbar war, ist dieses Exemplar vollkommen ausgearbeitet und bietet ein genaues Abbild des lebenden Käfers dar. Dasselbe ist durchbohrt und demnach bestimmt gewesen, als Amulett um den Hals getragen zu werden. Länge: 3 cm; Breite: 2 cm; Höhe: 1,3 cm.

C. Verschiedene Darstellungen.

In diese Kategorie ordnen wir diejenigen ägyptischen Gegenstände ein, welche in den beiden ersten Klassen keinen Raum finden konnten. Dabei ist jede Darstellungsart nur in einem Exemplare vorhanden, so dass sich eine zusammenfassende Behandlung derselben nicht empfiehlt und wir am Besten daran thun, dieselben in inventarisirender Form ohne Rücksicht auf ihre nähere Verwandtschaft aufzuführen und dabei jeder Nummer die etwa nöthig werdende Erklärungen beizufügen. Wir finden

a. Im Provinzialmuseum zu Bonn.

Nr. 391. Kniende naophore Statuette aus Bronze. In dem Naos (Tempelchen), welche dieselbe mit ihren Händen umspannt, steht flach in Umrissen angedeutet ein Bild des Osiris. Hinten an dem Rückenpfeiler und vorn an der Basis finden sich eingegrabene Inschriften. Diese tragen hinten und vorne links einen cursiven Charakter und sind sicher gefälscht; rechts finden sich die echt ägyptischen Zeichen  renpet beh neter, welche keinen Sinn ergeben und wohl auf Grund ägyptischer Originalinschriften auf unser Monument eingegraben sind. Höhe des Ganzen: 14,4 cm. Gefunden wurde die Statuette angeblich in Dransdorf bei Bonn. — Dieselbe ist sicher nicht ägyptisch, wenn sie auch eine, besonders in den letzten Jahrhunderten der ägyptischen Selbstständigkeit häufige Darstellungsart nachzuahmen sucht. Auch eine römische Imitation scheint dem Gesamteindrucke der Statuette, ebenso wie der ungeschickten Inschriftsform zu Folge ausgeschlossen, so dass wir es hier wohl mit einer Fälschung zu thun haben. Diese Fälschung muss jedoch schon früh, bereits Anfang dieses Jahrhunderts erfolgt sein, da die Typen, nach denen die spätern, und besonders die modernen Fälscher gearbeitet haben und noch arbeiten, ganz andersartige, den ägyptischen Originalen viel näher stehende sind.

Nr. 406. Längliche Vase mit zwei kleinen Griffen an den beiden Seiten aus auffallend milchweissem Alabaster. Die innere Höhlung ist kreisrund und hat die Form einer Röhre. Höhe: 22,5 cm; Umfang: 16 cm. — Dieses Stück, dessen Fundort nicht feststeht, ist sicher originalägyptischen Ursprungs und dort vermuthlich während der saïtischen Periode gefertigt worden.

Nr. 1685. Bronze-Statuette des stehenden Apis-Stieres, ohne Inschrift. Auf dem Kopfe trägt derselbe die Uräusschlange und zwischen den Hörnern die Sonnenscheibe. Auf dem Rücken sind ein Skarabäus mit ausgebreiteten Flügeln und mehrere Satteldecken eingravirt. Er steht auf einer flachen mit ihm selbst aus dem gleichen Stück gearbeiteten Basis, an der sich unten eine Spitze befindet, um das Monument auf einem Postamente oder einem Stabe festzustecken. Das Monument ist sehr stark oxydirt und von der Patina theilweise zerfressen. — Körperhöhe: 4,5 cm; Höhe bis zur Sonnenscheibe auf dem Kopfe: 6,5 cm; Länge: 7,3 cm. — Gefunden wahrscheinlich in Köln.

Der Apis-Stier galt den Aegyptern als eine Incarnation des Gottes

Ptah von Memphis, des Weltschöpfers, den die Griechen ihrem Hephästos gleich zu setzen pflegen. Nach den Angaben der Klassiker, welche seiner sehr häufig gedenken, wurde er geboren von einer Kuh, auf welche ein himmlischer Strahl herabgefallen war¹⁾. Das von dieser Kuh geborene Kalb besass 29 verschiedene Zeichen²⁾, an denen man seine göttliche Natur zu erkennen vermochte. Verbreitete sich in Aegypten das Gerücht, dass ein derartiges Thier geboren worden sei, dann begab sich ein heiliger Schreiber an Ort und Stelle um es zu untersuchen und die Pflege seiner ersten Lebensmonate zu leiten. War dies gelungen, so ward dasselbe beim Beginne des Mondmonats in feierlicher Prozession eingeholt und nach Memphis geführt, wo ihm weite Tempelanlagen zum Tummelplatze dienten. Hier war sein Hauptverehrungsort³⁾; wenn daneben andere Orte genannt werden, in denen man ihn angebetet habe, wie z. B. Nilopolis⁴⁾, so ist dabei nicht daran zu denken, dass sich hier ein zweiter Apis befunden habe. Man errichtete nur in verschiedenen Orten dem Apis kleine Kapellen, in denen man seiner gedachte. Zu gleicher Zeit konnte es jedoch nur ein solches Thier geben, da sich die Gottheit nur in einerlei Gestalt zu incorporiren vermochte⁵⁾.

Auf den Denkmälern wird der Apis-Stier entweder als schwarzer, oder als halb schwarzer und halb weisser Stier abgebildet⁶⁾. Ferner erscheint er schwarz mit einem weissen Halbmond oder weissen Flecken an verschiedenen Theilen des Körpers, während die Bronzestatuetten, ähnlich wie unser Exemplar, auf seinem Rücken Bilder von Skarabäen, Geiern, Satteldecken, Halsbändern u. s. f. andeuten. Bilder, welche man wohl in den Zeichnungen des Thieres erkennen zu können glaubte.

Die Verehrung des Apis wurde der Sage nach bereits von den ersten Königen Aegyptens eingerichtet, doch wird derselben vor der achtzehnten Dynastie nur selten gedacht; dann erscheint dieselbe häufiger, um ihre Blütheperiode in der Zeit der Saiten und Ptolemäer zu

1) Herod. III, 2, 8; Aelian, de nat. anim. XI, 10; vgl. Plutarch, de Isid. et Os. cap. 43 p. 368.

2) Vgl. Jablonski, Pantheon Aegyptiorum II p. 183 sqq.

3) Herod. II, 153; Strabo XVII p. 805. 807; Aelian, de nat. anim. XI, 10; Macrobi., Sat. I, 21; Clemens Alex. protr. p. 34 Potter.

4) Diodor I, 85.

5) Vgl. Wiedemann, Geschichte Aegyptens S. 227 ff.

6) Champollion, Panth. égypt. pl. 37.

erleben. Bis in die Zeit der römischen Kaiser hinein hat sie Fortdauer besessen und wir hören, dass z. B. Germanicus bei seinem Besuche Aegyptens es auch nicht verabsäumte, sich den Apis vorführen zu lassen und denselben über seine eigene Zukunft zu befragen. Der Apis frass damals nicht aus der Hand des Cäsaren und wahr sagte ihm damit seinen baldigen Tod¹⁾. Aehnlicher Apisorakel wird auch sonst gedacht, so dass dieselben zur Römerzeit eine grosse Rolle gespielt zu haben scheinen, wenn dieselben auch in den ägyptischen Inschriften kaum erwähnt werden.

Sein Leben verbrachte der Apisstier, wenn er nicht in feierlichem Zuge die verschiedenen ägyptischen Städte besuchte, in Memphis. Hier ward er auch nach seinem Tode begraben. Auf Grund einer Reihe klassischer Notizen hat man angenommen, der Apis habe nicht länger als 25 Jahre leben dürfen; starb er dann nicht, so sei er ertränkt worden; man soll weiter diese 25jährige Apisperiode zu chronologischen Bestimmungen verwendet haben. Diese Behauptung wird von vorn herein dadurch zweifelhaft, dass sich diese Apisperiode auf den Monumenten nirgends erwähnt findet. Weiter musste eine derartige Behandlung einer göttlichen Inkarnation höchst eigenthümlich erscheinen, dass man dieselbe, wenn sie zu lange auf dieser Erde weilte, einfach aus dem Wege schaffte. Endlich schwiegen die betreffenden Autoren ganz darüber, was man that, wenn einmal ein Apis kürzer als 25 Jahre lebte, was doch thatsächlich häufig vorkommen musste. Trotz all dieser Schwierigkeiten hat man an diesen Angaben festgehalten und hat weitgehende chronologische Spekulationen an sie geknüpft, bis die ägyptischen Orginaldokumente über den Apiskult dieselben als durchweg werthlos erwiesen.

Im Jahre 1851 gelang es nämlich dem vor wenigen Jahren verstorbenen französischen Aegyptologen Mariette in der Nähe von Memphis das sogenannte Serapeum, d. h. die Begräbnisstätte der Apis-Stiere aufzufinden. Es war dies eine Anlage, welche zur Zeit des Königs Amenophis III. (um 1600 v. Chr.) begonnen wurde und dann bis zu den Ptolemäern herab im Gebrauch blieb. Hier setzte man die heiligen Stiere nach ihrem Tode in riesenhaften Sarkophagen bei und hierher wanderten die frommen Aegypter, um dem Apis ihre Verehrung zu bezeugen und dann, als Zeichen ihres Hierseins eine Stele zurückzulassen. Jedem der Stiere ward eine Grabschrift gleichfalls in

1) Plinius, Hist. nat. VIII, 71.

Stelenform gesetzt und aus dieser erfahren wir seinen Geburts- und Todestag und sein Alter. Die so gemachten authentischen Angaben widerlegen die Ansicht, dass der Apis eine bestimmte Zeit leben und dann sterben musste. Sie geben für die Thiere die verschiedensten Lebensdauern von wenigen bis zu über 26 Jahren an und zeigen dadurch, dass das Thier so lange göttliches Ansehn genoss, bis es auf natürlichem Wege seinen Tod fand. War dieser eingetreten, dann ward es auf die feierlichste Weise bestattet. Inschriften wurden ihm gesetzt und priesen den König, der das Leichenbegängniss des Gottes geleitet hatte. Welche Kosten dasselbe bereitet haben muss, das ersehn wir daraus, dass zur Zeit des Ptolemäus Lagi die Priester nicht nur die ganze für dasselbe ausgeworfene Summe verbrauchten, sondern sich überdies gezwungen sahen, bei dem Könige eine Anleihe von 50 Silbertalenten zu machen¹⁾.

Unter all den Thieren, denen die Aegypter göttliche Verehrung weihten²⁾, ist der Apis dasjenige, welches bei Weitem am längsten dieselbe genoss und zugleich das, welches am höchsten in Ansehn im ganzen Lande stand. Dies ist denn auch der Grund, woher sich Darstellungen des Apis aus Bronze, in der Art unseres Exemplares, so auffallend häufig auf ägyptischem Boden und in den von den ägyptischen Kulturen beeinflussten Ländern gefunden haben.

b. Im Museum Wallraff-Richartz zu Köln.

Kleine Bronzestatuette der Isis, welche das Horuskind auf dem Schoosse hält, um demselben die Brust zu reichen. Auf dem Kopfe trägt die Göttin eine sehr verwaschene Krone von unklarer Form. Die Beine, ebenso wie der rechte Unterarm sind abgebrochen. Die Höhe beträgt jetzt nur noch etwa 5 cm. — Diese Darstellung der Göttin ist eine sehr gewöhnliche, sie wird durch dieselbe nur als Mutter des Gottes Horus, des Lichtgottes, bezeichnet, ohne dass dem Ganzen ein tieferer, mystischer Sinn zu Grunde läge. Das Kölner Exemplar stammt dem Style nach vermuthlich, wie die meisten uns erhaltenen Bronzen, aus der Zeit der saïtischen Periode.

Dr. A. Wiedemann.

1) Diodor I, 84.

2) Eine Liste derselben giebt nach den klassischen Angaben Parthey in seiner Ausgabe von Plutarch, de Iside et Osiride p. 260 ff.